

II. 22.

Gisela Poser

Roßdorf

Sie sieht, wie ein deutscher Soldat desertiert

*Sie ist bei Kriegsende 1945 fünfeinhalb Jahre alt. Sie wohnt in **Freiburg** im Gebiet Waldsee, mit Mutter, der kleinen Schwester, der Tante mit dem winzigen Vetter und den beiden Großeltern. Sie erinnert sich an Fliegeralarm und Unterschlupf in einem Gewölbe im Weißen Felsen im Sternwald, an den Großvater, der die Verdunkelung kontrolliert, an den Schutzkeller im Haus, der dort mit einem weißen Streifen gekennzeichnet war, wo die Familie bei Fliegeralarm sich aufhielt. Grauen bei der Mutter am Abend des 27.11.44, als sie kurz nach oben ging und sah, wie die "Christbäume" die Stadt erhellten. "Den eigentlichen Bombenangriff habe ich dann wohl verschlafen." Danach beschließt die Familie, Freiburg zu verlassen. Mit Kinderwagen, Koffer zu Fuß nach Littenweiler zur Bahn, dann bis **Posthalde**: Aussteigen, weil Ravennabrücke zerstört. Zu Fuß weiter, Übernachten in einem alten, schon überfüllten Bauernhaus auf dem Fußboden. Dann wandern bis zum nächsten Bahnhof: alle wollen nach **Donaueschingen**, die Großmutter und Mutter müssen zurückbleiben und in einem LKW nachkommen. Ihre Erinnerung setzt wieder in **Sunthausen auf der Baar** ein, heute eingemeindet nach Bad Dürkheim. Im Speicher des Schulhauses kommt die Familie in mehreren Verschlägen unter. Die Mutter arbeitet bei einem Bauern, von wo sie auch Milch, Kartoffeln und anderes mitbringt. Opa macht aus dem Rahm Butter. Es wird Frühling, stundenlang ziehen deutsche Soldaten auf dem Rückzug am Dorf vorbei. Sie sieht, wie ein Soldat aus der Reihe ins Gebüsch springt, sich versteckt und später geduckt von dort mit einer jungen Frau Richtung Dorf weiter geht. Dann sind die Franzosen da. Am Tag darauf offizielle Übergabe des Dorfs, Soldaten angetreten, Ansprachen, Salve in den Himmel. Die Kleine wird zum Bürgermeister geschickt: ein wichtiges Papier holen. Auf der Straße stößt sie mit einem Soldaten auf dem Rad zusammen, verletzt sich, erledigt aber doch ihren Auftrag. In den Klassenzimmern der Schule sind Franzosen einquartiert. Dann zurück nach Freiburg. In den Mansarden zwei fremde Frauen in Schwarz. Dann kommt der Mann, klebt an die Tür des vorderen Balkonzimmers den Zettel: "Beschlagnahmt". Protest nützt nichts, es zieht eine Familie aus dem Elsass ein: Ehepaar mit sechsjähriger Tochter.*

Wenige Tage nach dem Beginn des Zweiten Weltkriegs bin ich auf die Welt gekommen. Bei seinem Ende war ich fünfeinhalb Jahre alt.

In Freiburg gab es oft Fliegeralarm. Einmal war ich mit meiner Mutter in der Sternwaldstraße unterwegs, wohin wir selten kamen. Meine Mutter trug etwas Schweres. Als die Sirenen losdröhnten, rannten wir, so schnell wir konnten, bis zum Weißen Felsen vor und um diesen noch herum. Von der hinteren, der Waldseite, her war ein Gewölbe hineingebrochen und mit einem schweren Tor gesichert. Mehrere schimpfende Leute standen schon im fast Dunkeln. Es wurde wohl darüber gestritten, ob das Tor einen Spalt weit offen stehen dürfe oder nicht. Meine Mutter litt sehr unter der Streiterei, und wir waren die ersten, die nach dem Entwarnungsgeheul wieder draußen waren.

Auch andere Bunker sehe ich noch schwach vor mir, einen mit meiner Großmutter und meiner Mutter in der Stadt. Meistens kamen die Alarmer aber abends oder nachts. Wenn es dunkel wurde, musste sowieso im ganzen Haus die Verdunkelung heruntergelassen werden, schwarze Rollos aus einer Art festem Tonpapier. Wenn die Sirenen heulten, ging mein Großvater noch einmal herum und kontrollierte, ob auch kein Fenster vergessen worden war. Wir waren damals noch allein im Haus im

Waldseegebiet und hatten genug Platz, d.h. die Großeltern mit ihren beiden Töchtern, nämlich meiner Mutter und meiner Tante, meine kleine Schwester, dazu mein winzig kleiner Vetter und ich.

Wir zogen uns ohne Hast in den Keller zurück, und zwar in den Kartoffelkeller, dessen Boden eine lange Fläche Erde mit Kies freigab, wo die Kartoffeln gelagert waren. Das Fenster dieses Kellers war von außen durch einen weißen Streifen gekennzeichnet, damit man im Notfall wüsste, wo die Leute zu finden seien. Ich dachte damals, er sollte Schutzsuchenden eine Zuflucht anzeigen.

In diesem Keller konnten wir deutlich Detonationen hören. Die Erwachsenen waren nervös. Einmal, das wird am 27. November 1944 gewesen sein, blieb es lange Zeit still, man hörte nur die Flugzeuge, und wir hofften schon auf Verschonung und spekulierten, wo sie diesmal wohl hinflögen. Unsere beherzte Mutter sagte: „Ich gehe mal ´nauf und gucke, was los ist.“ Ich habe in Erinnerung, dass ich dagegen zeterte. Aber sie tröstete mich, sie komme gleich wieder, und meine Großmutter nahm mich unter ihre Fittiche.

Als meine Mutter wieder erschien, sagte sie entsetzt: „Sie werfen tatsächlich Christbäume“, und spürbares Grauen erfasste die Erwachsenen, obwohl mir das Wort „Christbäume“ wohligh im Ohr klang. Es waren Leuchtbomben, die den Bombern die Ziele weisen sollten. Den eigentlichen Bombenangriff habe ich dann wohl verschlafen.

Am nächsten Morgen kam ein Onkel aus der Hansjakobstraße herüber und berichtete. Er war gleich nach Tagesanbruch mit dem Rad in die Stadt gefahren und fand die Innenstadt weitgehend zerstört. Auch die Wohnung meiner Tante in der Dreisamstraße war schwer getroffen worden. Die Familie beschloss, Freiburg zu verlassen.

Der Aufbruch erfolgte zu Fuß. Das Wetter war sonnig, aber kühl. Ich sehe uns eines Nachmittags die Hansjakobstraße Richtung Littenweiler hinauswandern, die Erwachsenen mit Rucksäcken und Koffern, ich mit meinem Kinderkofferchen, das meine Unterwäsche enthielt und lange braune Strümpfe. Den Säugling schoben sie im Kinderwagen, das Kleinkind im Sportwagen. Vor Littenweiler fing ich an zu jammern, und so wurde besprochen, ob man nicht ein Brett vorne über den Kinderwagen legen und mich draufsetzen könnte. Ich glaube, das geschah dann auch.

Entweder in Littenweiler oder eher in Kappel konnten wir in die Höllentalbahn einsteigen. Dann fuhren wir durchs Höllental bis Posthalde. Da war die Fahrt zu Ende, die Ravennabrücke war zerstört. Wir zogen zu Fuß weiter. Irgendwann sprachen die Großeltern in einem großen alten Bauernhaus vor. Die Begeisterung war nicht groß dort, es waren schon mehr Gäste da, aber wir würden aufgenommen, wenn wir bereit wären, zusammen mit den anderen in der Stube zu schlafen – auf dem Fußboden. Mit beidseitigem Seufzen wurde das Angebot angenommen.

Die Stimmung in der – jedenfalls aus meiner Sicht – sehr großen niedrigen Stube war gedrückt, die Beleuchtung düster. Es wurde nicht viel gesprochen, und ich sollte auch leise sein. Am nächsten Morgen bekamen wir wohl ein Stück Marmeladenbrot.

Das Ziel des Tages hieß Donaueschingen. Wir wanderten zum nächsten Bahnhof, wo wir zunächst kein Gehör fanden. Alle Leute wollten nach Donaueschingen, und Zivilpersonen durften nicht mehr mit der Bahn reisen. Nach langen, allseits vorwurfsvollen Verhandlungen hieß es, mein Großvater, die Kinder und meine Tante als stillende Mutter dürften mitfahren, soweit der Zug führe. Die beiden andern Frauen müssten sehen, wie sie weiterkämen. Ich war außer mir vor Angst um meine Mutter. Aber sie beruhigte mich, sie kämen mit einem Lastwagen nach.

Der Zug erreichte Donaueschingen wohl nicht. Wir landeten schließlich auch noch in einem weiteren Gefährt. Als wir ausstiegen, erfuhr ich, dass ich in einem Pfarrhaus schlafen sollte. Freudlos wurde ich aufgenommen. Aber es ging, ein Kinderbett war gerade frei. An dieser Stelle reißt meine Erinnerung an unsere Reise ab, und wir finden uns unversehens in Sunthausen in der Baar, heute eingemeindet nach Bad Dürkheim.

Das muss damals ein sehr kleines Dorf gewesen sein, eine ungeteerte Dorfstraße und im Zentrum des Dorfes ein zweistöckiges Schulhaus. (Dass gegenüber eine große Kirche steht, hatte ich vergessen.) Wenn ich mir das Schulhaus heute vorstelle, sehe ich es als ein Jugendstilgebäude. Es umschloss zwei Klassenzimmer und darüber vielleicht eine Hausmeister- oder Lehrerwohnung. In den Speicher wurden wir eingewiesen.

Die Gefühle der Familie waren gemischt. Wir hatten ein Dach über dem Kopf, aber wohnlich war es auf diesem Speicher nicht. Es muss mehrere hölzerne Zwischenwände gegeben haben. Es ist mir, als seien auch noch andere Leute dort untergekommen. Wir landeten jedenfalls in einer Kammer unter sehr schrägem, weitgehend niedrigem Dach, in der drei Lager nebeneinander standen. Ich meine, Bettzeug hätten wir am ersten Abend auch noch nicht gehabt. Da schliefen also die weiblichen Familienmitglieder zunächst in Kleidern. Später wurde noch ein Kinderbett dazugestellt. Der zur Schule gehörenden Wohnung wurde ein kleines Kämmerchen entzogen und uns noch zugeteilt. Mein Großvater und mein kleiner Vetter fanden da ihre Schlafstätten.

Hinter der Bretterwand gab es ein weiteres schräges Räumchen mit einem Herd und einem Tisch unter der Schräge und einigen Stühlen oder Hockern an der äußeren Wand. Das war unser Aufenthaltsraum. Dahinter muss noch ein allgemeiner Speicherraum gewesen sein, denn gelegentlich kam mal jemand auf dem Weg dahin durch. Hier wurden nun Unmengen von Kartoffeln geschält, die meine Mutter bei einer Bauernfamilie gehamstert hatte. Sie war deswegen oft lange fort, weil sie dafür dort helfen musste. Sie durfte dann auch mitessen. Nach einer der Malzeiten fragte das Bauernbüble: „Frau W., hän Se Ihr Ränzle g´füllt?“

Einmal durfte ich meine Mutter an einem sonnigen Tag dorthin begleiten und wurde von der Bauernfamilie freundlich begutachtet. Vermutlich bezogen wir dorthin auch unsere Milch. Mehrmals am Tag wurde sie in einem hohen Tontopf durch meine Großmutter mit einem Esslöffel abgerahmt und dann abgekocht. Diese Vorgänge gefielen mir am besten, zumal gelegentlich ein Löffelchen voll für mich abfiel. Der Rahm wurde sorgfältig gesammelt und dann in einem schmalen, hohen Rührgerät mittels einer Kurbel zu Butter gerührt. Das dauerte eine ganze Weile und war meines Großvaters Aufgabe. Ich hätte das auch zu gerne gemacht, durfte es auch probieren, aber es ging für mich zu schwer.

Dann wurde es richtig Winter mit einem halben Meter hohen Schnee. Der Winter ging vorbei. Es wurde frühlingshaft und warm. Aufregung brach aus im Dorf. Es kämen Soldaten auf dem Rückzug durch, und wir würden vielleicht beschossen. Die Einwohnerschaft machte sich auf und zog einen Feldweg entlang, vielleicht um ein nahe gelegenes Wäldchen zu erreichen. Wir schlossen uns an, die Großmutter mit einer großen Tasche. Das Dorf stand ja nun leer, man wusste nie!

Wir waren noch nicht weit gekommen, da ereilte uns von hinten der Ruf: „Sie kommen!“ Entsetzte Ausrufe: „Sie komme ja wahrhaft grad hier vorbei.“ Wahrscheinlich hatte man sie eher auf der Dorfstraße erwartet. Rechts vom Weg erhob sich eine Böschung bis zum dahinter zwei, drei Meter höher liegenden Acker. Dichtes Gebüsch wuchs dort, und dahinein stürzte sich das wandernde Volk, auch wir.

Als die ersten Soldaten vorbeigingen, waren wir noch dabei, uns in unserm Strauch niederzulassen. Ich wurde angewiesen, keinen Mucks zu tun. Ganz klar war es mir nicht, wen wir eigentlich fürchteten. Die grauen, müden und gedrückten Männer gingen zügig vorwärts. Einige winkten oder riefen den Leuten im Gebüsch etwas zu. Meine Großmutter meinte: „Das müsse´ se ja net grad“ - in Angst, der Feind könnte so auf uns aufmerksam werden. Gerade vor uns gab es eine Stockung. Zwei Männer stellten ein schmales hohes Gestell auf, an dem sie sich dann zu schaffen machten. „Ein Feldtelefon“, sagte meine Mutter. „Warum denn ausgerechnet hier vor uns?“, murmelte meine Tante. Angstvoll erwartete ich das Ende dieser besonderen zusätzlichen Bedrohung und atmete nach dem langen Telefonat erleichtert auf.

Da hörten wir aus unserem Nachbargebüsch einen leisen Ruf zu den unten weiter ziehenden Soldaten. Und plötzlich sprang einer der Soldaten aus der Reihe und war blitzartig oben im Nachbargebüsch und rührte sich nicht mehr. „Um Gottes Willen, hoffentlich schießen die nicht“, war meiner Tante Kommentar. Es schaute ihm jedoch nicht einmal einer nach. Nichts geschah. Aber meine Angst wuchs ins Unermessliche. Nach einer endlos langen Zeit, in der der Zug sich immer weiter bewegte, kroch der Abspenstige zusammen mit einer jungen Frau, hinter das Gebüsch geduckt, zum Dorf hin davon. Aufatmen!

Aber bald darauf hörten wir die ersten Detonationen. „Es brennt“, schrie es, und einige Leute verließen ihr Gebüsch und rannten über den Acker zurück. Links hinter uns sahen wir ein Dach in Flammen

aufgehen. Es brannte über die ganze Breite. Die Flammen loderten noch einmal so hoch wie das Dach. „Die Schule ist getroffen“, hieß es dann. Als der Angriff verebbte, hielt es meine Mutter nicht. Sie musste nach der Schule schauen, und mit ihr gingen einige andere Leute. Sie kamen mit der Auskunft zurück, es fehlten Ziegel, aber sonst war die Schule unbeschädigt. Und immer noch zogen die Soldaten vorbei. Der Durchzug muss drei oder vier Stunden gedauert haben, meinte meine Mutter später.

Als wir ins Dorf zurückkehrten, war es merklich kühler geworden. Meine Mutter bestieg mit jemand anderem zusammen das Schuldach, und sie konnten es wieder notdürftig decken.

Die nächste Szene, an die ich mich erinnere, zeigt uns alle im Keller der Schule, der wohl durch einzelne Pfeiler unterteilt und daher nicht recht übersichtlich war. Es sind fremde Leute dabei, und es wird heftig diskutiert. „Jetzt sind sie da.“ – „Vielleicht sollten wir jetzt weiße Fahnen heraushängen.“ – „Das ist zu gefährlich.“ Meine Tante: „Wir hängen Windeln vors Kellerfenster und sagen, das ist zum Trocknen.“ Überlegungen werden angestellt, wer die französischen Verhandlungen führen sollte. In die Debatte hinein hörten wir Männerstimmen hereinkommen. „Ach, das ist der X“, sagte jemand. Es war anscheinend jemand aus dem Dorf, der mit hereinkam. Aber auch der andere, der barsch nach den Anwesenden fragte und sah, sprach deutsch wie wir. Nein, wir dürften noch nicht heraufkommen. In unserem eigenen Interesse sollten wir noch im Keller bleiben.

Wohl am nächsten Morgen sprachen die Erwachsenen davon, dass es eine Zeremonie geben sollte, bei der der Bürgermeister den Rathaus Schlüssel den Franzosen übergeben werde.

Rechts von der Schule war ein kleines Plätzchen vor einem Kriegerdenkmal. Dort stellten sich zur angegebenen Zeit mit dem Rücken zum Denkmal drei, vier führende Franzosen auf, rechts von ihnen in einer Reihe zur Straße hin französische Soldaten, vielleicht fünf bis zehn, und links gegenüber den Soldaten ein ungeordnetes Grüppchen von Deutschen. Die Erwachsenen unserer Familie bezogen ihre Position am Fenster von meines Großvaters Zimmerchen, von wo aus man gut hinüber sehen konnte. Ich hörte die gebellte Ansprache des Franzosen, die Erwiderung des Deutschen. Ich verstand nichts, spürte aber die Ablehnung der Erwachsenen. Es wurde tatsächlich etwas übergeben. Und dann wurde – unglaublich laut – geschossen. Die Soldaten richteten ihre Gewehre nach gebellten Befehlen senkrecht zum Himmel und gaben gleichzeitig mehrere Salven ab. Es hat nicht sehr lange gedauert.

Es herrschte Ausnahmezustand, die Straße war vollkommen menschenleer. Die Familie stellte fest, dass uns irgendein wichtiges Papier fehlte, das wir sofort brauchten. Was machen? Nun einem kleinen Kind wird wohl niemand etwas tun, wenn es mal über die Straße läuft. Also wurde ich losgeschickt, nach links, die Straße entlang, über eine kleine Brücke, es waren ein paar hundert Meter. „Du weißt ja, wo der Bürgermeister wohnt.“ Ich wusste es und zog, des Weges gewiss, aber wegen der ungewohnten Einsamkeit etwas beklommen, dorthin. Ich meine, ich hätte einen hellgrauen Mantel angehabt.

Plötzlich hörte ich hinter mir ein Geräusch. Auf einem Fahrrad kam ein Franzose direkt auf mich zu. Ich ging allerdings in der Mitte der Straße. Erschrocken erinnerte ich mich daran, mich rechts zu halten, und ging am rechten Rand unbeirrt und, ohne mich noch einmal umzusehen, weiter. Und da spürte ich schon, dass ich mit dem Ruf „Attention“ umgefahren wurde. Ich fiel auf die Knie und ein Ohr kam mit den Speichen schmerzhaft in Berührung. Auch ein Arm tat weh. Der Franzose wurde in seiner Fahrt gehemmt und kam zum Stehen. Meinen vorwurfsvollen Blick beantwortete er mit einem bösen. Dann fuhr er weiter.

Ich war erst versucht, kläglich heimzugehen, stellte aber fest, dass ich noch laufen konnte und erledigte meine Mission. Das Papier wurde mir freundlich ausgehändigt. Die Familie wollte mir mein Erlebnis zuerst nicht glauben. „Was, Attention´ hat er gesagt? Das heißt Achtung, da wollte er Dich doch sicher nicht umfahren. Bist Du ihm denn nicht aus dem Weg gegangen?“ Sie wurden aber durch meine Blessuren überzeugt: Tatsächlich, das Ohr ist ja ganz rot! Dabei erinnere ich mich noch ganz deutlich an das ungemütliche Gefühl einer gegen mich gerichteten bösen Absicht. Meine Mutter meinte: „Wir hätten sie doch nicht schicken sollen.“ Die anderen waren aber froh, dass sie das Papier hatten.

In den Klassenzimmern unten im Schulhaus waren „die Franzosen“. Sie benutzten denselben Eingang, der heute anscheinend zugebaut ist, und dasselbe Treppenhaus wie wir, und die Türen standen oft offen. „Du darfst da nicht hineingucken“, sagten die Erwachsenen. Obwohl ich dabei ein unbekanntes Ungemach erwartete, guckte ich natürlich verstohlen immer hinein, sah aber nie etwas Besonderes. Es waren einfach Franzosen drin, die saßen, standen oder herumgingen und gelegentlich die Tür zumachten. Die Erwachsenen sagten „Bonjour“, und bald machte ich es nach, und „die Franzosen“ lächelten meistens.

Wenige Tage nach der Besetzung, es herrschte noch Ausnahmezustand, bekam meine kleine Schwester Bauchweh und schrie. Nach einer Familienberatung ging meine Mutter – ich natürlich neugierig dabei – hinunter zu „den Franzosen“. Sie wollte fragen, ob sie mit dem Kind und jemandem aus dem Dorf in den nächsten Ort zum Arzt fahren dürfe. Es wurde ein bisschen französisch verhandelt, dann stellte der Offizier seinen Fahrer mit einem Auto zur Verfügung.

Als wir wieder in Freiburg waren, wohnten in den beiden Mansarden zwei fremde Frauen, wohl miteinander verwandt, die, schwarz gekleidet, ernst und so unauffällig, dass ich ihrer gar nicht gleich gewahr wurde, das Treppenhaus und sicher auch die Gästetoilette und das Badezimmer benutzten. Sie hatten, glaube ich, im Ausland gelebt.

Bald erschien ein gedrungener amtlicher Mann in Zivil, dessen Kommen schon befürchtet worden war. Er sah sich das Haus an und klebte an die Tür des vorderen Balkonzimmers einen großen roten Zettel im Querformat, auf dem in großen schwarzen Buchstaben das Wort „Beschlagnahmt“ und noch einige klein gedruckte Worte standen. Ich sehe die Szene und den Zettel noch heute deutlich vor mir. Wir standen alle drum herum, und meine Großmutter argumentierte empört: „Wir sind sieben Leute, mit

unseren Schwiegersöhnen neun. Wir brauchen den Raum.“ Der Mann sagte völlig ungerührt und amtlich: „Das hilft alles nichts. Hier können noch drei Leute drin wohnen.“ Und es erschien bald eine Familie, die aus dem Elsass gekommen war: ein Ehepaar und seine sechsjährige Tochter.

Als ich in die Stadt mitgenommen wurde, sah ich mit Staunen, dass statt der Häuser nur noch lehmfarbene Trümmerhaufen und gelegentlich eine Wand die Straßen säumten. Auf vielen Haufen standen Holzkreuze, oft mehrere. Auf meine neugierige Frage sagte meine Großmutter mit Bewegung, da seien Leute ums Leben gekommen. „Sind die noch da drunter?“ - „Ich glaube schon.“, sagte meine Großmutter mit Grauen in der Stimme. Ich stellte mir aber vor, dass sie noch lebendig drunter saßen und fand das genauso schrecklich.

Gisela Poser